

Zweifellos, Wissenschaft braucht den Menschen ganz. Wissenschaft und Forschung brauchen Menschen mit Engagement und der Bereitschaft, sich für die Lösung einer Aufgabe besonders einzusetzen und besondere Leistungen zu erbringen. Diese Überzeugung führt jedoch allzu oft dazu, dass sich Frauen in der Wissenschaft skeptischen Fragen ausgesetzt sehen.

Das betrifft insbesondere Frauen, die sich neben der Forschung zugleich für Familie und Kinder entschieden haben. Frauen sind dann mehr damit beschäftigt, ihren Weg zu rechtfertigen, als nach wissenschaftlichen Durchbrüchen zu suchen. Viele aber resignieren schon vorher. Das beweist ein Blick in die Statistik: 2005 waren in Deutschland 48,8 Prozent der Studienanfänger Frauen. Mit 50,5 Prozent erlangten sogar mehr Frauen einen Studienabschluss. Doch schon bei den Promovierenden liegt der Frauenanteil mit 39,6 Prozent deutlich zurück. Der Anteil der Frauen bei den Habilitierten betrug 23,0 Prozent. Die Folge: Frauen sind als Inhaberinnen von Professuren mit einem Anteil von 14,2 Prozent immer noch deutlich unterrepräsentiert. Mit 7,2 Prozent liegt der Frauenanteil an den Führungspositionen der außerhochschulischen Forschungseinrichtungen sogar noch deutlich unter dem Anteil der Frauen an Führungspositionen der Hochschulen. Der EU-Durchschnitt präsentiert sich kaum besser. In den fünfundzwanzig Mitgliedsländern der Europäischen Union sind nur neunundzwanzig Prozent der

wissenschaftlichen Stellen mit Frauen besetzt. Wir nutzen die Exzellenz von Frauen für Wissenschaft und Forschung in einem viel zu geringen Ausmaß. Das ist weder nachvollziehbar noch zu verantworten. Wir vertun damit wichtigen Chancen an unseren Universitäten, in den außeruniversitären Forschungseinrichtungen, aber auch in den Unternehmen.

Nicht nur der Wissenschaft fehlen Forscherinnen. Zögerlich beginnen Unternehmen die Bedeutung der weiblichen Fachkräfte zu erkennen. Die ersten Auswirkungen des Fachkräftemangels bekommen manche Branchen schon heute zu spüren. Auch hier ist ein höheres Maß an Sensibilität notwendig.

Kinder auf dem Campus

Derzeit führen wir in Deutschland eine breite Diskussion über die bessere Betreuung von Kindern. Dieses Thema richtet sich nicht nur an Städte und Gemeinden; es richtet sich gerade auch an Hochschulen. Auf dem Weg vom Studienbeginn bis zur Habilitation können Frauen – aber auch Männer – leicht den Eindruck gewinnen, dass sie bei der Betreuung ihrer Kinder kaum Unterstützung haben.

Wir brauchen Möglichkeiten der Kinderbetreuung vor Ort, das heißt auf dem Hochschulgelände oder in nächster Umgebung. Im Zusammenspiel von Familien-, Bildungs- und Wissenschaftspolitikern sollten wir uns überlegen, wie wir noch mehr dazu beitragen können, dass dies in einem möglichst überschaubaren Zeitraum an unseren Hochschulen Wirk-

lichkeit wird. In Deutschland darf es deshalb im Jahr 2010 keinen Campus ohne Kita geben. Die Betreuungsangebote müssen jenseits aller Zuständigkeitsdebatten schnell verbessert werden. Denn Voraussetzung für den Fortschritt gerade im Blick auf Frauen in der Wissenschaft ist, dass unsere Hochschulstrukturen unterschiedliche Lebensentwürfe wie zum Beispiel die Verbindung von Studium und Familiengründung stärker in den Blick nehmen. Studiengänge müssen konzentrierter angelegt werden, damit sie nicht erst zu dem Zeitpunkt enden, zu dem statistisch betrachtet die Familienplanung beginnt. Dazu gehören aber auch die Öffnungszeiten von Bibliotheken und elternfreundliche Seminarzeiten. In Zukunft wäre deshalb sicher auch ein Ranking interessant, das die Frage nach der familienfreundlichsten Universität beantwortet. Wo ist die Universität, die Studentinnen und Studenten, jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die besten Möglichkeiten gibt, Studium und Familie miteinander zu verbinden?

Wissenschaft braucht den Menschen ganz. Fest steht aber auch: Wissenschaft und Forschung brauchen ganze Menschen. Wenn Frauen und Männer neben ihrer Forschungstätigkeit auch in der Familie Verantwortung tragen, bedeutet das nicht weniger Engagement und weniger Leidenschaft für die Wissenschaft, vielmehr erfordert es eine bessere Organisation der Forschungsstrukturen. Reformen müssen die Verschiedenheit der Lebensentwürfe besser unterstützen. Bei der BAföG-Reform wurden deshalb auch Betreuungskosten von Studierenden mit Kindern berücksichtigt. Dieser Betreuungszuschlag muss nicht zurückgezahlt werden. Das begünstigt die Familiengründung während der Studienzeiten. Außerdem wurde die zulässige Befristungsdauer in der wissenschaftlichen Qualifizierungsphase für jedes Kind um zwei Jahre verlängert.

Nana-Skulptur von Niki de Saint Phalle in Nürnberg.
© picture-alliance/dpa/dpaweb, Foto: Peter Roggenthin



Das Drei-Prozent-Ziel, das die Regierungschefs der Mitgliedsländer der Europäischen Union im Rahmen der Lissabon-Strategie gesetzt haben, ist nur erreichbar, wenn sich mehr junge Leute für Wissenschaft und Forschung entscheiden und wenn in unseren Mitgliedsländern der Anteil Hochqualifizierter generell höher wird. Exzellenzförderung, Profilbildung an Universitäten, Weiterentwicklung von Exzellenz ist nur dann tatsächlich möglich, wenn die Hälfte der Begabungen nicht ausgeblendet wird. Das bedeutet, dass strukturelle Vorgaben so gestaltet sein müssen, dass Frauen nicht von vorneherein ausgeschlossen werden. Hochqualifizierte Wissenschaftlerinnen müssen viel stärker eingebunden werden. Erst das macht ein exzellentes und zukunftsfähiges Wissenschaftssystem möglich. Frauen wollen dabei nicht Quotenfiguren sein. Sie wollen mit ihrem Potenzial

und ihrer Exzellenz wahrgenommen und einbezogen werden. Darauf muss auch die Organisation des Wissenschaftsbetriebes eingestellt sein. Erst dieser Einheits- und Mentalitätswandel macht neue Entwicklungen möglich. Wer eingefahrene Wege nicht verlässt, vergeudet innovatives Potenzial. Wer aber hohe soziale und hohe ökonomische Standards erhalten will, muss die Innovationsfähigkeit stärken und dafür auch die richtigen Voraussetzungen schaffen. Wenn wir von Talentschmiede sprechen, wenn wir von der Leidenschaft für Wissenschaft und Forschung sprechen, müssen wir Sorge dafür tragen, dass nicht bereits zu einem ganz frühen Zeitpunkt Frauen der Wissenschaft verloren gehen.

Dieses Szenario ist nicht allein typisch für Wissenschaft und Forschung. Es lässt sich auf viele andere Bereiche des öffentlichen Lebens übertragen und auch auf die Vorstandsetagen unserer großen Unternehmen oder die Redaktionen unserer großen Zeitungen und Medienanstalten.

Weil das Hochschulwissenschaftsprogramm, das dazu dient, die Weiterentwicklung von Hochschulen und Wissenschaft zu fördern sowie die Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre zu realisieren, Ende 2006 ausgelaufen ist, haben Bund und Länder sich im November auf ein Programm geeinigt, das in den kommenden fünf Jahren an den deutschen Hochschulen zweihundert neue Stellen für Professorinnen schaffen soll. Dafür stellt das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) 75 Millionen Euro zur Verfügung, die Länder beteiligen sich anteilig an dem Gesamtvolumen von 150 Millionen Euro. Diese Frauen haben nicht nur enormes wissenschaftliches Potenzial, sie sind gleichzeitig Vorbilder für die Karriere des wissenschaftlichen Nachwuchses. Das Professorinnen-Programm ist ein nachhaltiges Instrument zur Förderung

von Spitzenwissenschaftlerinnen, denn die geförderten Stellen sind unbefristet. Universitäten, Fachhochschulen und künstlerische Hochschulen erhalten auf der Grundlage einer positiven Begutachtung ihres Gleichstellungskonzeptes die Möglichkeit, bis zu drei Berufungen von Frauen auf unbefristete W2- und W3-Professuren für fünf Jahre mit einem Betrag von bis zu 150 000 Euro pro Jahr finanziert zu bekommen. Die geförderten Stellen sind in der Regel Vorgriffsprofessuren. Sie bestehen also für einen bestimmten Zeitraum parallel zu Stellen von Professorinnen oder Professoren, die kurz vor der Emeritierung stehen.

Unterschiede erforschen

Wer nach Frauen in der Wissenschaft fragt, muss auch nach dem Unterschied zwischen den Geschlechtern als Gegenstand der Forschung fragen. Genderforschung behandelt dabei nicht nur frauenspezifische Fragestellungen. Vielmehr erwarten wir geschlechtsspezifische Erkenntnisse über Frauen und Männer und vor allem den Transfer solcher Erkenntnisse in unterschiedliche Forschungsfelder, in die Wirtschaft und in die Politik. Genau darin liegt die große Chance. Hier steckt ein unentdecktes Forschungspotenzial. In der Bildungsforschung haben Genderaspekte eine lange Tradition. Zunächst ging es um das Interesse und die Kompetenzen von Mädchen in Naturwissenschaften und Technik. Heute haben wir eine ganz andere Situation: Längst wird von der Benachteiligung von Jungen in der schulischen Bildung gesprochen, und die Sprachkompetenz rückt mehr in den Blick. „Junge Frauen weiter auf der Überholspur“ meldet die aktuelle Shell-Jugendstudie. Diese Ungleichheit zu erforschen ist die Voraussetzung, um zielgerichtet fördern zu können.

Der aktuelle Bildungsbericht zeigt deutlich, dass Mädchen in der Schule erfolgreicher sind als Jungen. Mädchen

werden früher eingeschult, bei der Einschulung seltener zurückgestellt und bleiben seltener sitzen. Mädchen verstehen – das zeigt die PISA-Leistungsstudie zur Schlüsselqualifikation Lesen – geschriebene Texte besser und nutzen die Texte häufiger zur Lösung von gestellten Aufgaben. Deshalb müssen wir auch Instrumente finden, um Jungen zielgerichtet zu fördern. Die Konzepte der Zukunft können sich deshalb nicht schlicht auf Frauenförderung oder Mädchenförderung konzentrieren, sondern müssen unterschiedliche Entwicklungen und unterschiedliche Notwendigkeiten von Kindern und Jugendlichen beiderlei Geschlechts in verschiedenen Altersphasen in Betracht ziehen. Auch hier ist die Debatte differenzierter geworden, weil die Forschung in den vergangenen Jahren spezifischere Erkenntnisse zur Verfügung gestellt hat. Die Pädagogik wird neue Bildungs- und Unterrichtskonzepte entwickeln müssen, die mit den Unterschieden und der Individualität zielgenauer umgehen als in der Vergangenheit.

Doch auch in vielen anderen Forschungsbereichen spielen Genderaspekte eine immer wichtigere Rolle. Zum Beispiel in der Gesundheitsforschung. Erst getrenntgeschlechtlich angelegte Untersuchungen haben gezeigt, dass die Symptomaten und Behandlungsnotwendigkeiten bei Frauen und Männern in vielen Krankheitsbildern höchst unterschiedlich sind. Dies zu ignorieren hat weitreichende Folgen – angefangen von Fehldiagnosen bis hin zu Fehltherapien. Herz-Kreislauf-Erkrankungen, insbesondere der Herzinfarkt, gehören auch bei Frauen zu den Haupttodesursachen. Mehr als 130 000 Frauen in Deutschland erleiden jedes Jahr einen Herzinfarkt. Mehr als die Hälfte von ihnen überlebt den ersten Infarkt nicht. Die Überlebenschancen sind geringer als bei Männern. Der Grund: In mindestens einem Drittel der Fälle treten die bei Männern typischen Symptome bei

Nana-Skulptur von Niki de Saint Phalle in Hannover.
© picture-alliance/KPA, Foto: Thomas Deutschmann



Frauen nicht auf. Ein Beispiel von vielen. Erst die Berücksichtigung von Genderaspekten in der Forschung macht deutlich, wo die Unterschiede wirklich liegen. Das kann Leben retten. Wir wissen heute, dass antivirale Medikamente bei Frauen besser wirken als bei Männern. Bestimmte Antibiotika können bei Frauen niedriger dosiert werden, weil sie sich im Blut stärker anreichern als bei Männern. Die Aufgabe der Forschung im Allgemeinen und der Gesundheitsforschung im Besonderen besteht darin, Differenzen bei Verhaltensweisen und Reaktionen der Geschlechter systematisch in Fragestellungen, Methoden und Auswertungen zu integrieren. Solche Forschung kann unser Gesundheitssystem wirksamer und bezahlbarer gestalten. Sie hat nicht zuletzt erhebliche Konsequenzen für die Betroffenen. Der Nachholbedarf ist offensichtlich. Wir benötigen aus Gründen der Finanzierbarkeit, aber auch gerade aus Gründen der Wirksamkeit einen effektiven und geschlechts-

spezifischen Ansatz bei Vorsorge-, Diagnose- und Therapieleistungen.

Auch die Technik muss den feinen Unterschied zwischen den Geschlechtern machen. So wurden bei der Entwicklung der ersten Spracherkennungssysteme Frauen nicht einbezogen. Die Folge: Die Systeme versagten bei Frauenstimmen, weil sie deren höhere Stimmfrequenz nicht erkennen konnten. Bei der Entwicklung von Airbags und Sicherheitsgurten sind die männlichen Forscher lange Zeit von ihren eigenen anatomischen Anforderungen ausgegangen. Die ersten Airbags waren daher ein Sicherheitsrisiko für Frauen und Kinder. Dazu gehört aber auch, dass die Ergebnisse verschiedener Fachdisziplinen in die Entwicklung neuer Produkte, Verfahren und Dienstleistungen einbezogen werden. Denn die wesentlichen Entdeckungen werden an den Grenzlinien der Wissenschaft gemacht. Erfolg entsteht nicht in der wissenschaftlichen Monokultur, sondern an den Schnittstellen von Disziplinen. Innovationen entstehen dann, wenn andere Denkweisen und Sichtweisen in die Forschung und Umsetzung einfließen – gerade auch im Bezug auf unterschiedliche Anforderungen und unterschiedliches Kaufverhalten von Männern und Frauen. Die Entwicklung des Joggingschuhs ist dafür ein gelungenes Beispiel. Wegen der orthopädischen Voraussetzungen und Anforderungen in Bezug auf Formfestigkeit und Stoßreduzierung fallen enorme Kosten für die Forschung an. Diese Leistungen allein reichen aber für den Erfolg am Markt nicht aus. Erfolgreich am Markt ist ein Produkt erst dann, wenn insbesondere geschlechtsspezifische Unterschiede berücksichtigt werden und sich Konsumenten weltweit von den „Lifestyle-Aspekten“ angesprochen fühlen. Die Grundlagen hierfür erarbeiten dann nicht Ingenieure oder Orthopäden, sondern Soziologen, Psychologen und Kommunikationswissenschaftler. Das gilt übrigens

für andere Gebrauchsgüter wie Automobile oder Handys genauso.

Die Berücksichtigung von Genderaspekten in der Entwicklung von innovativen Produkten verspricht ein enormes Marktpotenzial – selbst in Branchen, die heute von Männern dominiert sind. Wie etwa in der Automobilbranche. Studien sagen voraus, dass sich hier in den nächsten Jahrzehnten viel tun wird. Der Anteil der weiblichen Autokäufer wird von derzeit einem Drittel auf zwei Drittel ansteigen. Wer in diesem Markt dabei sein will, der muss sich viel einfallen lassen. Davon profitieren Frauen und Männer gleichermaßen. Das beweist eine Bohrmaschine, die eigens für Frauen und deren Bedürfnisse entwickelt wurde. Etwas leichter und mit weniger Funktionen, kam sie auch bei männlichen Käufern so gut an, dass sie das Prädikat „Nur für Frauen“ längst verloren hat.

Frauen sind in der Wissenschaft immer noch weit unterrepräsentiert. Wer mehr Frauen in der Wissenschaft fordert, muss Strukturen ändern und eingefahrene Wege verlassen. Erste wichtige Initiativen wurden auf den Weg gebracht, um Wissenschaftlerinnen mehr Chancengerechtigkeit zu ermöglichen. Von diesen Initiativen sollen Impulse ausgehen, die sich in der Breite positiv auf die kontinuierliche berufliche Entwicklung und Karriere von Frauen auswirken.

Frauen in der Wissenschaft – das ist aber nicht nur eine Frage von Initiativen und Programmen. Frauen in der Wissenschaft, das ist auch eine Frage des gesellschaftlichen Klimas. Das hat mit dem Ansehen zu tun, das die Gesellschaft, aber auch die Wissenschaftlergemeinschaft den Frauen entgegenbringt, die einen fordernden Beruf und Familie unter einen Hut bringen. Die Perspektive für die nächsten Jahre ist klar: Um den Herausforderungen der Zukunft gerecht zu werden, können wir auf das Potenzial von Frauen nicht verzichten.